

Glück – philosophisch gedacht

Liebe Gemeinde,

vor kurzem erst ist die deutschsprachige Übersetzung eines Buches erschienen, dessen englischsprachige Ausgabe sich innerhalb weniger Monate 72000-mal verkauft. Es trägt den Titel *Trost der Philosophie* und versteht sich, wie der Autor, Alain de Botton, im Untertitel verrät, als „Gebrauchsanweisung“ für all jene, die sich am Leitfaden antiker und neuzeitlicher Philosophie orientierend, ihr Leben glücklicher gestalten möchten. Anleitungen zum Glücklichsein haben, das zeigt ein Blick auf den Buchmarkt, Konjunktur, und es ist kein Zufall, dass nicht wenige dieser Ratgeber von Philosophen verfasst sind. Seit der Antike gehört die Frage, was der Mensch zum Glück brauche, in den Zuständigkeitsbereich der Philosophie. Seit über diese Frage nachgedacht wird, verbinden sich mit dem Streben nach Glück die Vorstellung eines guten Lebens und der Anspruch auf eine sinnerfüllte Existenz. Was dieses von den Menschen erstrebte Glück beinhaltet und wie es erreicht werden kann, darüber besteht bis heute kein Konsens. Der Blick auf die Philosophiegeschichte zeigt vielmehr, welch unterschiedliche Antworten Denker auf all jene grundlegenden Fragen gefunden haben, die mit der Definition menschlichen Glücks in engstem Zusammenhang stehen: Liegt das Glück in äußerer Gegebenheiten wie Reichtum, Macht, Gesundheit, Schönheit oder liegt es allein im Innern, in der Seele des Menschen? Wer entscheidet darüber, wie glücklich ein Leben verläuft? Ist eine dem Menschen übergeordnete Instanz dafür verantwortlich oder hält der Mensch das Glück in seinen eigenen Händen? Wie dauerhaft kann Glück sein? Handelt es sich um etwas Ephemeris, Vergängliches oder besteht die Möglichkeit, Glück in eine stabile Lebensform zu bannen? Besteht das Glück in extremen Gefühslagen oder in Gleichmut und Gelassenheit? Handelt es sich bei 'Glück' um

eine ausschließlich auf Individuen zu beziehende Kategorie oder sind auch glückliche Gemeinschaften denkbar und in welchem Verhältnis stehen dann individuelles und kollektives Glück? So zahlreich und heterogen die Überlegungen zu den genannten Problemstellungen auch sind, wird dennoch deutlich, dass die philosophische Auseinandersetzung mit 'Glück' vor allem darauf zielt, dem Menschen Instrumente an die Hand zu geben, seinem Leben selber Sinn und Glücksligkeit zu verleihen. Die Vorstellung eines launischen Schicksals, in der allegorischen Bildsprache des 16. und 17. Jahrhunderts als *Fortuna*, d.h. als eine auf einer Kugel balancierende Frauenfigur, vielfach dargestellt, erweist sich als ebenso beständig wie irritierend. Sie fordert dazu auf, den Spielraum menschlichen Wollens zu bedenken und bedeutet für jedes einzelne Individuum eine gleichermaßen existentielle und intellektuelle Herausforderung. Immer wieder geht es seit der Antike denn auch darum, Glück nicht der Willkür eines unberechenbaren Schicksals oder einem unerforschlichen Gott zu überlassen, sondern zu klären, auf welche Weise der Mensch sein Glück beeinflussen kann. Im alttestamentlichen Buch Hiob beispielsweise steht die Frage im Mittelpunkt, inwiefern das, was einem Menschen widerfährt von seinem eigenen Handeln abhängt. Der fromme Hiob, dem Gott alles genommen hat, was sein Leben reich und erfüllt erscheinen ließ, betont seine Schuldlosigkeit und beharrt darauf, dass es nicht sein Tun, sondern allein Gottes Wille gewesen sei, der sein Glück „wie eine Wolke“ habe vorbeiziehen lassen. Sein Aufgehn gegen Jahwe führt ihn schließlich zur Einsicht in die Allmacht des Höchsten, dem es allein zusteht, über Glück und Unglück des Menschen zu entscheiden. Wenn Hiob am Ende als Lohn für seine Demut das, was er einst besaß, von Gott in vereinfachter Form zurück erhält, bestätigt sich allerdings jener ursächliche Zusammenhang von Gottesverhältnis und individueller Erfahrung, der auch an anderen Stellen der Bibel aufscheint. So heißt es in den Sprüchen Salomos Kapitel 16, Vers 20: „Wer auf das Wort [Gottes] merkt, der findet Glück“ und im apokryphen Buch Baruch Kapitel 3, Vers 14 steht: „Lerne nun, wo Einsicht ist, wo Kraft, wo Klugheit, dass du so zugleich erkennest, wo langes Leben ist und Lebensglück, wo Friede ist und Helle für die Augen.“ Die Vorstellung, dass Glückserfahrung nicht etwas Unerforschliches, Zufälliges ist, sondern sich dem Denken und Handeln des Menschen verdankt, findet in der Antike auch außerhalb der biblischen Überlieferung ihren Ausdruck. Die im Sprichwort bezeugte Auffassung, jeder sei seines Glückes Schmied,

begegnet bereits in den Schriften römischer Autoren und der Philosoph Aristoteles hält in seiner Nicomachischen Ethik (VI, 4, 5) sinngemäß fest, 'Können begleite das Glück und Glück das Können'.

Auch in der Neuzeit beschäftigt die Frage, worin denn Glück bestehe und wie es zu gewinnen sei, eine Reihe bedeutender Autoren. Auf einen von Ihnen, den französischen Philosophen Michel de Montaigne möchte ich etwas näher eingehen. Der aus einer reichen Familie stammende, 1533 in Bordeaux geborene Jurist und Staatsmann legt an seinem 38. Geburtstag all seine Ämter nieder, um sich ganz dem Nachdenken über die Welt zu widmen. Ab 1572 arbeitet er an seinem Hauptwerk, den *Essais*, welche seine Auseinandersetzung mit der philosophischen und literarischen Tradition ebenso dokumentieren wie die intellektuelle Bewältigung eines Lebens, das ihm manches Leid bescherte; als Jugendlicher erlebt Montaigne die Verfolgung der Protestanten, die späteren Lebensjahrzehnte stehen ganz im Zeichen der Hugenottenkriege. Politische und konfessionelle Konflikte, der Verlust von fünf Töchtern, die jeweils kurz nach der Geburt sterben, eine langwierige Erkrankung, die Flucht vor der Pest im Jahre 1585 sind jene Erfahrungen, die wenn auch nicht immer unmittelbar, ihren Niederschlag in einem schriftstellerischen Werk gefunden haben, das auf eindrückliche Weise von der geistigen Freiheit und vom Scharfsinn seines Verfassers zeugt. Für uns von besonderem Interesse ist der vierzehnte *Essai* im ersten Buch, der in der deutschen Übersetzung von Hans Stilett den Titel trägt: „Ob wir etwas als Wohltat oder Übel empfinden, hängt weitgehend von unserer Einstellung ab.“ Der Begriff ‚bonheur‘, den Montaigne im französischen Original verwendet, verweist auf eine Vorstellung von Glück, die sich aufs Engste mit dem Begriff ‚Schicksal‘ verbindet. Dieses Schicksal nun erscheint bei Montaigne nicht als unberechenbares Verhängnis, dem der Mensch nichts entgegenzusetzen hat, sondern als seelische Prüfung. Montaigne stellt sich in seinem frühen *Essai* in die Tradition des Stoizismus, einer auf die griechische Antike zurückgehenden philosophischen Lehre, welche zu einem vernünftigen, naturgemäßen und affektfreien Leben auffordert. Angesichts des ihm begegnenden Unglücks soll der Mensch sich nicht der Verzweiflung überlassen, sondern sich mit Gelassenheit behaupten. Ein tugendhaftes Leben und eine unschütterliche Seele bilden dabei das Fundament für eine Haltung, die Schicksalsschlägen zu trotzen und ihnen gar einen Sinn abzugewinnen vermag. Entscheidend für die Glückserfah-

rung des Menschen ist demnach nicht, ob es das Schicksal gut oder schlecht mit ihm meint, sondern ob er die Fähigkeit hat, auf das, was ihm widerfährt, angemessen zu reagieren. Gleich zu Beginn seines *Essais* betont Montaigne denn auch, welche „Erleichterung unseres erbärmlichen menschlichen Daseins“ es bedeuten würde, wenn es gelänge nachzuweisen, dass „die Menschen [...] durch die Meinungen gewählt [werden], die sie von den Dingen haben, [und] nicht durch die Dinge selbst.“ „Wenn nämlich“, wie er fortfährt, „die Übel nur durch unser Dafürhalten Eingang in uns finden, müsste es doch in unserer Macht stehen, uns über sie hinwegzusetzen oder sie zum Guten zu wenden. Wenn sich die Dinge uns auf Gnade und Ungnade ergeben, warum nehmen wir sie nicht als ihre Herren in die Hand und schalten und wälten mit ihnen nach unserm Vorteil?“ Dass es dem Menschen überlassen sei, „den vom Schicksal gelieferten Rohstoff in die rechte Form zu gießen“, führt Montaigne im Folgenden mit bestechenden Argumenten aus. Als Hauptübel, die dem Menschen widerfahren können, nennt er Tod, Schmerz und Armut. An zahlreichen Beispielen legt er zunächst dar, wie der Tod, den einige als „den schrecklichsten aller Schrecken bezeichnen“, für andere eine Zuflucht vor einer Existenz bedeutet, die mit menschlicher Freiheit und Würde nicht mehr zu vereinbaren ist. Anders als der Tod, den Montaigne als „Denkbild“ beschreibt, ist der Schmerz etwas eminent Physisches. Aus seiner eigenen Erfahrung heraus räumt Montaigne zwar ein, dass der Schmerz das Schlimmste sei, was einem Menschen widerfahren könne, zugleich jedoch betont er, es stehe in der Macht jedes Einzelnen, ihn zwar nicht auszumerzen, ihn jedoch „durch Geduld zu verringern“ und „Geist und Seele [...] in guter Fassung zu erhalten.“ Er gibt zu bedenken, „dass die größten Schmerzen durch den Tod beendet werden, dass die kleinen viele Ruhepausen haben; dass wir der mittelstarken Herr werden,“ und verweist auf die Seele als „höchste Herrin“, der sich der Körper zu unterwerfen habe. Die Armut schließlich hängt weniger von den wirklichen Vermögensverhältnissen ab, in denen sich ein Mensch befindet, als vielmehr von seiner Haltung Besitz gegenüber. Wenn es zutrifft, dass, wie Montaigne schreibt, „Wohlstand und Bedürftigkeit [...] von der Einstellung jedes einzelnen“ abhängen und „dem Reichtum [...] nicht anders als dem Ruhm und der Gesundheit nur so viel Schönheit und Annehmlichkeit [eignet], wie derjenige ihnen beimisst, der sie besitzt,“ genügt es in der Tat, die eigenen Bedürfnisse dem, was einem als Besitz zur Verfügung steht, anzupassen, um Zufriedenheit zu erreichen.

Glück, so wird aus Montaignes Ausführungen deutlich, ist nicht etwas, das dem Menschen geschenkt oder genommen wird, sondern etwas, das er aus einer Haltung gewinnt, die sich der Seele als wichtigster Triebkraft verdankt. Wenn der französische Philosoph die Überzeugung vertritt, „unser Wohl und Wehe [sei] nicht das Werk des Schicksals,“ sondern der menschlichen Seele, welche er als „alleinige Schöpferin und Herrin ihres Glücks oder Unglücks“ bezeichnet, weist er dem Individuum die Verfügungsgewalt über sein Befinden zu. Entscheidend ist dann nicht die den Menschen umgebende Wirklichkeit, entscheidend ist dessen Umgang mit ihr. Anders als die Theologie, die in Gott die Quelle aller Kraft entdeckt, setzt die Glückphilosophie Montaignes ihr Vertrauen in die menschliche Seele, die es dem Einzelnen ermögliche, auf das, was ihm widerfährt vernünftig zu reagieren und auch noch in den verstörendsten Erfahrungen Sinn zu erkennen.

Ungeachtet der offenkundigen Skepsis, mit der Montaigne lebensweltliche Erfahrung beurteilt, sind seine Gedanken nicht weniger tröstlich als das Wissen um einen Gott, der sich dem überforderten Einzelnen als Zufluchtsort anbietet. Dies mag zunächst paradox klingen, erscheint doch das Glück als nicht zu unterschätzende Anstrengung der Seele, wenn es, wie Montaigne postuliert, „nicht in der Fröhlichkeit und Sinnlichkeit, im Lachen und Spielen“ zu finden ist, sondern „in der Festigkeit und Ausdauer, mit der man Traurigkeit begegnet.“ Dennoch ist Ludwig Marcuse – auch er hat übrigens eine *Philosophie des Glücks* verfasst – Recht zu geben, wenn er mit Blick auf Montaigne schreibt: „Die Welt [...] Montaignes [ist eine] dunkle Welt. Sie strahlt nicht vor Glück, sie ist vom Unglück tief verhängt. Die Menschen, die in sie eingetreten, wollen die traurige Wahrheit - nicht den lustigen Schein. Sie wollen wissen, wie man das Irdische ertragen kann – und erfahren dann viel mehr. Die Religion der radikalen Desillusionierung, [...] die Metaphysik des Unbehagens in der Kultur sind auch verkappte Glücks-Lehren. Glück ist (das machen sie sichtbar) die Summe von hundert Negationen des Unglücks.“ Montaignes in einer pessimistischen Sicht der Welt wurzelnde Auffassung von Glück erweist sich so als Ermutigung, das eigene Schicksal in die Hand zu nehmen, ihm Sinn und Würde zu verleihen. Was kann man einem Menschen Besseres wünschen als Geborgenheit in Gott und die Kraft der Seele, die es ihm ermöglicht, schwierigen Erfahrungen mit Gelassenheit und Mut zu begegnen. Dies wünsche ich allen hier Anwesenden. Nicht weniger jedoch wünsche ich

Innen hin und wieder jenes andere Glück, das nicht in der Fähigkeit
Unglück zu ertragen besteht, sondern das den Menschen wie ein Ge-
schenk des Himmels plötzlich überfällt und der Welt für die Dauer
eines Augenblicks bezaubernden Glanz verleiht.

Augburg, 15. Juli 2001

Prof. Dr. Sylvia Serena Tschopp
Universität Augsburg